

Kapitel 5

Kritik der Identität, Kritik der Normalisierung

– Positionen von Queer Theory

PAULA-IRENE VILLA

In den 70ern und – vor allem – 80ern entfaltete sich in den USA (aber auch international) das Feld lesbischer Theorie. Diese war und ist auch heute nicht einheitlich, sondern bestand und besteht aus verschiedenen Stimmen und Positionen. So verstehen sich manche Positionen als dezidiert feministisch orientiert, andere hingegen wenden sich kritisch von den verschiedenen Feminismen ab. Bei allen Unterschieden und bisweilen heftigen Konflikten wurden diese Positionen allesamt ermöglicht durch die zunehmende politische Sichtbarkeit lesbisch lebender Frauen, die ihrerseits eng mit der Ausweitung der zweiten Frauenbewegung zusammenhing.¹ Bereits im Rahmen der ›frühen‹ Phase der zweiten Frauenbewegung, also ab ca. 1968, vor allem aber im Kontext der »Homophilenbewegung« und der nachfolgenden »Gay Liberation« Bewegung waren verschiedene lesbische Positionen artikuliert worden. Doch geschah dies zunächst vereinzelt; das *Geschlecht* war im Zuge der Ausweitung der zweiten Frauenbewegung das zentrale, das als das ›eigentliche‹ definierte Thema. Zugleich wurde allerdings auch Sexualität zunehmend zum Politikum, d.h. zum Gegenstand sozialer und politischer Reflexion und Auseinandersetzungen. Damit ist eine Bedingung der Existenz nachfolgender Positionen und auch der zeitgenössischen Überlegungen im Kontext von *Queer Theory* benannt: Ohne die Thematisierung und Politisierung der Sexualität durch die zweite Frauenbewegung wäre *Queer Theory* undenkbar: »Queer markiert sowohl Kontinuität als auch Bruch mit dem früheren Homo-Befreiungs- und lesbisch-feministischen Konzepten« (Jagose 2001: 98).² So kritisierten radikalfeministische Positionen wie die der *Radicalesbians* (vgl. Kap. 3) heterosexuelle sexuelle Praxen als Ausdruck von Herrschaft, Unterwerfung, Erniedrigung und – im Rahmen

der Ehe – als moderne Form von Sklaverei. Ehemals (scheinbar) rein private Erfahrungen wie spezifische sexuelle Praktiken wurden zur politischen Angelegenheit; sexualisierte Gewalt sowie Pornographie wurden zu Kernthemen nicht nur feministischer Reflexion.³ Manche dieser Positionen der 60er und 70er zu Sexualität mutet heutzutage womöglich übertrieben, dogmatisch oder naiv an. Doch muss man sich vor Augen führen, wie etwa die Gesetzgebung zu der Zeit in den USA (und anderswo) tatsächlich war: Vergewaltigung in der Ehe war juristisch betrachtet eine Unmöglichkeit, die Nicht-Erfüllung »ehelicher Pflichten« – insbesondere bei Frauen – ein selbst-verschuldeter Scheidungsgrund mit allen materiellen und sozialen Nachteilen wie Armut, Stigmatisierung usw. Auch der vorherrschende medizinisch-psychiatrische Diskurs um den »vaginalen Orgasmus« der Frauen – der die Penetration als einzige erfüllende, als ›eigentliche‹ und ›normale‹ sexuelle Praxis konstruiert und naturalisiert – ist ein Beispiel für die Politisierung von Sexualität vor und jenseits feministischer Positionen. Diese Exempel zeigen, dass Sexualität gewissermaßen immer schon politisiert ist, dass sie also niemals unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Einbettung existiert. Darüber hinaus ist die bereits durch Kinsey Ende der 40er Jahre in seinen empirischen Studien aufgeworfene Kritik an diesen Idealisierungen Teil eines sich formierenden gesellschaftlichen Diskurses um Sexualität. Insgesamt ist also die Reflexivierung und Politisierung sexueller Praxen durch radikalfeministische Strömungen keine ›Erfindung‹ einiger Feministinnen, sondern die radikale Formulierung und kritische Wendung dessen, was bereits Fakt war (und ist), aber bis dahin nicht so benannt worden war – nämlich, dass Sexualität keine menschliche Praxis jenseits von Geschichte und Sozialität ist. Vielmehr ist auch Sexualität *soziale* Praxis. Sexualität ist damit auch historisch und als Bestandteil von Macht- und Herrschaftskonstellationen zu sehen, »Sexualität [ist] als herrschaftskritische Kategorie« zu sehen (Hark/Genschel 2003: 136). Hiermit befasst sich das Spektrum der *Queer Theory*, um das es in diesem Kapitel hauptsächlich geht. Auch wenn *Queer Theory* vieles meinen kann – und von manchen gerade anhand ihrer »Unbestimmtheit« und »Elastizität« (Jagose 2001: 13f.) charakterisiert wird –, so herrscht weitestgehender Konsens darüber, dass die Denaturalisierung, Reflexivierung und (herrschafts-)kritische Hinterfragung sexualpolitischer Kategorien vor allem hinsichtlich ihrer vermeintlichen Eindeutigkeit und Stabilität das Kernthema queerer Reflexionen und Praxen seien.⁴ Es werden nachfolgend zentrale Positionen der so genannten »*Queer Theory*« dargestellt, insbesondere in ihren Bezügen und Brüchen zu vorangegangenen Auseinandersetzungen um Sexualität und Geschlecht.

Dezentrierung von Geschlecht

Zu Beginn der 80er erschienen eine Reihe wichtiger Texte in den USA, die sich mit »Lesbianismus«, Sexualität, dem Zusammenhang von Sexualität, Geschlecht und gesellschaftlichen Institutionen auseinander setzten. Hierzu gehören etwa »*One is not born a woman*« (»Man wird nicht als Frau geboren«) von Monique Wittig – ursprünglich ein Vortragstext, den Wittig 1979 bei einer Konferenz zu Simone de Beauvoir in New York verlas (Wittig 2003) – sowie der 1980 erschienene, inzwischen im Rahmen der Gender Studies und der Queer Theory kanonisierte Text »Zwangsheterosexualität und Lesbische Existenz« von Adrienne Rich (Rich 1989). Beide Texte zeigen in je spezifischer Weise, wie innerhalb der »feministischen Diskurskonstellation« (Knapp) über Sexualität zunehmend kritisch nachgedacht wurde. Rich argumentiert, dass es ein »lesbisches Kontinuum« gäbe, welches alle Formen von körperlicher und emotionaler Nähe zwischen Frauen einschließe (Rich 1989: 251, 261, 266ff.). In diesem bewegten sich Frauen ein Leben lang gewissermaßen hin und her: Wenn sich Mädchen wechselseitig frisieren, wenn Frauen Arm-in-Arm die Straße entlang laufen, wenn Mütter und Töchter miteinander schmusen, wenn Freundinnen miteinander die intimsten Geheimnisse teilen usw. – in solchen und ähnlichen Situationen der gleichgeschlechtlichen Zugewandtheit und Intimität lebten Frauen, so Rich, lesbische Praxen und zwar auch dann, wenn sie sie selbst so nicht bezeichnen. Dass Frauen dies nicht tätigen und zum Teil mit großer Abwehr auf eine solche Bezeichnung reagieren, liegt – so Rich – in der gesellschaftlich erzeugten Auslöschung, Abwertung, Lächerlichmachung und Disqualifizierung von »Lesbianismus«, die immer darin münden, dass lesbische liebende bzw. lebende Frauen eben keine ›richtigen‹ Frauen seien. Die sozial erzeugte Angst davor, als lesbisch zu gelten ist vor allem die Angst davor, nicht als richtige Frau zu gelten. Zudem kritisiert Rich mit deutlichen Worten Heterosexualität als gesellschaftliche Institution, die ihrerseits durch soziale Prozesse als die einzige natürliche und demnach legitime Form der Sexualität bzw. Partnerschaft erscheine (Rich 1989: 268, 270, 272ff.); daher der von ihr geprägte Begriff der »Zwangsheterosexualität«. Insofern »Hetero« die Norm, das Normale, das Eigentliche, Natürliche, Richtige, das a priori Unterstellte und Angenommene ist, spricht Rich von der »Zwangsheterosexualität«. Im Kontext von Queer Theory wird dieser Begriff als »Heteronormativität« gewissermaßen weiter geführt. Die utopische Vision von Rich besteht darin, dass Frauen ohne normative, politische, ökonomische oder sonstige Zwänge selbst entscheiden können sollen, wen sie wie begehrten und/oder lieben und welcher Art ihrer Beziehungen zu den jeweiligen Geschlechtern sind.

Auch Wittig rückt den gesellschaftlich hergestellten normativen Zusammenhang von Geschlecht und Sexualität in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Sie hebt vor allem auf die auch bei Rich enthaltene Kritik ab, dass Lesbisch-Sein alltagsweltlich faktisch bedeute, keine richtige Frau zu sein:

»Lesbisch ist das einzige mir bekannte Konzept, das jenseits der Kategorien von sex (Frau und Mann; als biologisches Geschlecht) ist, insofern das so bezeichnete Subjekt (die Lesbe) *keine* Frau ist – weder ökonomisch, politisch noch ideologisch. Denn eine Frau ist charakterisiert durch eine spezifische Beziehung zu einem Mann, eine Beziehung, die wir zuvor als Knechtschaft bezeichnet haben. [...] Dieser Beziehung entkommen Lesben, indem sie sich weigern heterosexuell zu werden oder zu bleiben« (Wittig 2003: 162).

Ausgangspunkt von Wittig ist ihre »materialistisch feministische« Ablehnung der Annahme, dass Frauen eine »natürliche Gruppe seien« (Wittig 2003: 158). Dazu seien Frauen zu verschieden, die Kategorie ›Frau‹ zu sehr eine homogenisierende soziale Konstruktion: »Die Natur der Frau ist nur eine *Idee*« (ebd., Hervoh. i.O.; vgl. auch ebd.: 159). Diese Einsicht, die Wittig zufolge materialistische Analysen »argumentativ« erlangten, erreiche die lesbische Gemeinschaft/Gesellschaft (»the lesbian society«) mittels der Praxis (ebd.). Die schiere Existenz lesbischer Frauen zerstöre zwangsläufig die – angebliche – Homogenität oder Ontologie der Weiblichkeit, indem sie zeige, dass es Frauen gibt, die den ›eigentlichen‹ Weiblichkeitsvorstellungen nicht entsprechen: Lesbische Frauen sind, so Wittig, faktisch ein Widerspruch bzw. Oxymoron. Und dies zeige, so Wittig weiter, wie sehr die Konstruktion einer Naturhaftigkeit des Frau-Seins von der »richtigen« sexuellen Praxis abhängig sei (ebd.: 159): »Die Weigerung, heterosexuell zu werden (oder zu bleiben) hat immer die Weigerung bedeutet, ein Mann oder eine Frau zu werden – ob bewusst oder unbewusst« (ebd.: 159).⁵ Wittig macht damit auf den konstitutiven Zusammenhang von Sexualität bzw. Begehrten einerseits und Geschlecht andererseits aufmerksam. Lesbische Frauen, so Wittig weiter, sind von der vergeschlechtlichten Ungleichheitsstruktur in besonderer Weise betroffen, denn sie verzichten – ob ihrer Unabhängigkeit von Männern – auf diejenigen Privilegien, die etwa Ehefrauen durch ihren legalen Status erwerben. Sich unabhängig von einem Mann zu machen, Leben und Lieben auf das gleiche Geschlecht auszurichten, meint demnach auch, auf die Fürsorge patriarchaler und heterosexueller Strukturen zu verzichten. Diese sind ja keineswegs nur ›privater‹ Natur, etwa in konkreten Beziehungen. Vielmehr zieht sich die heterosexuelle Vergeschlechtlichung und die damit einhergehende Privilegierung »richtiger« Frauen durch alle politischen, ökonomischen und sozialen Institutionen hindurch. Hierauf machen eine Reihe queerer Analysen nachdrücklich aufmerksam, worauf ich weiter unten eingehen werde. Lesbische Frauen haben, so Wittig, zudem etwa im Vergleich zu Schwulen keinerlei gesellschaftlichen Privilegien, die sich aus ihrem Geschlecht ergeben. Die Instabilität des Konzepts ›Frau‹, welches durch die schiere Existenz von Lesben ins Wanken geraten kann, ist für Wittig eine utopische, eine positive Vision. Deutlich bezieht sie gegen solche Strömungen Stellung, die – auch in hehrer feministischer Absicht – Weiblichkeit stilisieren, verklären, »entdecken« oder feiern wollen (ebd.: 159).

159f.). Sie sieht hierin eine Falle, der es zu entgehen gilt. Stattdessen plädiert Wittig für die Gleichung Geschlecht = Klasse (ebd.: 160). Für Wittig besteht der Feminismus darin, »für die Frauen als Klasse und damit für das Verschwinden dieser Klasse zu kämpfen« (ebd.), d.h. für die »Zerstörung der Frau« (als Kategorie, als Mythos, als Idee). Lesben sind hierbei gewissermaßen eine Avantgarde, da sie in ökonomischer, ideologischer und politischer Hinsicht jenseits des Geschlechts leben (ebd.: 162) – Lesben sind in diesem Sinne »Flüchtlinge« und Wittig vergleicht sie mit den entkommenen schwarzen Sklaven vor der Abschaffung der Sklaverei in allen Teilen der USA. Wittigs politisches Ziel ist die »Zerstörung der Heterosexualität als sozialem System, das basiert auf der Unterdrückung der Frauen durch Männer und legitimiert wird durch die Doktrin der Geschlechterdifferenz« (ebd.).

Die hier exemplarisch am Beispiel von Wittig vorgeführte Dezentrierung der Kategorie »Frau« bzw. ihre Hinterfragung durch weitere Differenzen, die sich eben nicht von der Kategorie Geschlecht trennen lassen, speiste sich historisch aus einer weiteren internen Differenz im Begriff selber, der politisch begründet ist: »Schwarze und postkoloniale Feministinnen« machten darauf aufmerksam, dass das vermeintlich universale Subjekt »Frau« eben kein neutraler, deskriptiver Begriff sei – sondern in konstitutiver Weise aufsattelt auf z.B. der impliziten Verallgemeinerung »weißer, heterosexuell lebender Mittelschichtsfrauen«. Dies führt wiederum u.a. zum »Verschweigen und der Unsichtbarmachung der Erfahrungen, Kämpfe und Theorien minorisierter Frauen [...]« (Gutiérrez Rodríguez 2004: 241). Die konkreten Erfahrungen von »race« bzw. Ethnizität, von Sexualität, von Alter und anderen Positionierungen markieren auch, und zwar systematisch, die Erfahrungen von Geschlechtlichkeit. Auch die damit verbundenen Diskriminierungserfahrungen sind durch komplexe Positionierungen markiert: »Ja, schwarze Frauen machen andere Erfahrungen mit Frauenfeindlichkeit als weiße Frauen« formuliert Clarke in ihrer Auseinandersetzung mit den Komplexitäten der Gleichzeitigkeit von Geschlecht, Klasse, »race« und Sexualität (Clarke 1996: 160). Die »schwarzen Frauen«, von denen Clarke spricht, machen *als* Frauen andere Erfahrungen als weiße, ihre Erfahrungen des Frau-Seins sind andere. Frau, so muss man notwendigerweise folgern, gibt es nicht im Singular, nicht als den einen Begriff – weder empirisch, theoretisch noch politisch. Dazu sind die konkreten Weiblichkeit, die spezifischen Existenzweisen und die jeweiligen Bedeutungen des Geschlechts sozial zu sehr verortet in – womöglich ihrerseits stark fragmentierten – unterschiedlichen Kontexten und Positionen wie Klasse/Schicht, Nationalstaat, Ethnizität/race, Alter, Sexualität, Religion usw. Die bisweilen hilflos anmutende Verwendung des »usw.« bei Aufzählungen besagter Achsen (Geschlecht, Sexualität, Alter, Region usw.) verweist auf das, was Derrida »*supplement*« nennt (Derrida 1974: 264–287). Ein »supplement« ist eine Art notwendiger Überschuss in einer Beschreibung, in einem Begriff oder

überhaupt in jeglichem Versuch der Fixierung von Bedeutung. Ein Überschuss in diesem Sinne verweist auf die Unabschließbarkeit eines Begriff bzw. einer Bedeutung. Wenn wir also beispielsweise versuchten, den Begriff »Frau« auf den sprichwörtlichen Nenner zu bringen, so wird dies immer und notwendigerweise unvollständig bleiben. Im Herzen des Begriffs wohnt eine unbestimmbare Aufgeschenheit und Unvollständigkeit. Diese resultiert nicht aus rein sprachimmanenten Effekten, sondern verweist vor allem darauf, dass wir als Personen niemals in nur einem Namen oder einem »Titel« aufgehen. Wir sind immer mehr. Mehr als die Bezeichnung »Frau« z.B. Dieses Mehr röhrt auch daher, dass Gesellschaften von einer Vielzahl sozialer Differenzen durchzogen sind, wir sind also alle (und zwar gleichzeitig) entlang verschiedener Differenzachsen situiert. Das Signifikat »Frau« kann aufgrund seiner internen Differenz entlang solcher Achsen wie Klasse/Schicht, Ethnizität bzw. race, Sexualität usw. nicht durch ein Zentrum oder eine Essenz zusammen gehalten werden. Derart (dekonstruktivistisch) argumentiert, wie ich weiter unten ausführen werde, auch Judith Butler. Sie nimmt die Dezentrierung des Konzepts »Frau« als Ausgangspunkt für weit reichende theoretische Reflexionen, die zugleich politisch bedeutsam sind. Dies verweist auf die in feministischen Kontexten produktive theoretisch-reflexive Wendung politischer Probleme, die z.T. aus der sehr konkreten Alltagspraxis stammen: Die Hinwendung zu post-strukturalistischen, z.T. postmodernen und dekonstruktiven sowie konstruktivistischen Strömungen spiegeln die Notwendigkeit und den Versuch, Praxis und Politik gewissermaßen auf neue Füße zu stellen. Ein Ergebnis hiervon sind die Positionen der Queer Theory, die weiter unten ausführlicher entfaltet werden.

Die skizzierte Unvollständigkeit und Aufgeschenheit, die interne Fragmentierung und Dezentrierung des Begriff »Frau(en)« ist zunächst eben keine theoretische Spitzfindigkeit, sondern Produkt konkreter Praxen. Die konkreten Erfahrungen von Frauen in diesem zentrumlosen Geflecht »Frau-Sein« können nicht (mehr) auf ein Gemeinsames hin gedacht oder beforscht werden: »Es gibt einfach keine mögliche transzendentale Verortung in den USA der 90er Jahre« bemerkt beispielsweise Chandra Talpade Mohanty (1995: 83; eig. Übersetzung) – und zwar nicht aus der reinen Theoriearbeit heraus, sondern aufgrund einer theoretisch fundierten Aufarbeitung der Erfahrung minorisierter »Frauen«. Es gibt keine die konkreten, spezifischen, immer partikularen Konstellationen der geschlechtlichen Existenzweise transzendernde soziale Position »Frau«. Frauen haben demnach keinen gemeinsamen sozialen Ort und keinen gemeinsamen Namen, keinen sie alle bezeichnenden »Signifikanten«. Dekonstruktivistisch zugespitzt formuliert Diane Elam deshalb, dass es in der bisherigen feministischen Theorie und Praxis eher ein Zuviel an Gewissheiten gäbe (Elam 1994: 31) und es nun darum gehen müsse, die Ungewissheit und Unbestimmtheit (»indeterminacy«) in Bezug auf Kategorien wie »Frauen« oder »Unterdrückung« anzuerkennen und auszuloten (ebd.: 33ff., 59). Wer nämlich voller guter Absichten etwa von der

»Befreiung« der »Frauen« spräche, versuche damit in repressiver Manier die Vielfalt und Unterschiedlichkeit geschlechtlicher Realitäten auszulöschen. Genau dies ist der Ausgangspunkt mancher queerer Arbeit, etwa der von Judith Butler. Es geht dabei darum, auf die eigentliche Instabilität und Fragmentierung jeglicher identitätslogischer Kategorie zu insistieren und diese Instabilität politisch und theoretisch produktiv zu nutzen.

Dezentrierung von (sexueller) Identität

Die oben skizzierte Kritik an der homogenisierenden und damit letztendlich empirisch zum Scheitern verurteilten Verwendung der Kategorie ›Frau‹ oder ›Lesb‹ als politischem Repräsentationszeichen hat sich nicht nur aus der Begrenztheit so genannter »*identity politics*« entwickelt, die gewissermaßen immanent in den sozialen Bewegungen angelegt war bzw. ist. Auch die »Aids-Krise« und die damit zusammen hängenden massiven öffentlichen Auseinandersetzungen um Sexualität, Moral, Politik, Gesundheit und Ökonomie waren eine wesentlicher Katalysator für die Erosion identitätsbasierter Bewegungen. Waren einige lesbisch-feministische und schwule (Theorie-)Positionen sowie die politischen Standpunkte der 70er vor allem darauf orientiert, Politik auf Identität zu gründen – »wir als Lesben«, »wir als Schwule«, »wir als Frauen« usw. – brachten die 80er Jahre eine neuartige Politisierung von Sexualität und Geschlecht, die zusammengefasst als eine Verschiebung weg von der (sexuellen und/oder geschlechtlichen) Identität hin zu Praxen und Handlungen als Dreh- und Angelpunkt politischer Positionen beschrieben werden kann. Das ethnische bzw. ethnisierende Minderheitenmodell – »wir als differente Minderheiten der Lesben, der Schwulen, der Frauen...« – wurde durch die »Grenzen der Identität« (Jagose 2001: 78ff.) zu Fall gebracht. Diese Grenzen zeigten sich einerseits in den verschiedenen Auseinandersetzungen etwa um den ›richtigen‹ Sex von Lesben, die ›richtige‹ Lebensweise von Schwulen, die ›richtige‹ Identität von Feministinnen und in der Komplexität der Gleichzeitigkeit verschiedener sozialer Positionen wie Ethnizität, Sexualität, Klasse, Geschlecht. Gleichzeitig führten auch die in der »Aids-Krise« angelegten Probleme und die durch diese ausgelösten Auseinandersetzungen zur Entstehung konkreter handlungs- und praxenbezogener Bündnisse und damit zu einer Abkehr identitätslogischer Politik. Manche bezeichnen diese neuen Formen politischer Reflexion und politischer Praxis als postmodern bzw. poststrukturalistisch (Jagose 2001: 80, 84, 93 sowie Seidman 1993: 116ff., 130f.). Dieser Übergang an der Schnittstelle von politischen Bewegungen, kritischen Theoriepositionen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen in den USA kulminierte in einer Konvergenz, die Hark im Anschluss an weitere Autoren/-innen als »*Queer Time*« bezeichnet:

»Die politische und theoretische Re-Artikulation von queer ab Ende der Achtziger Jahre des Zwanzigsten Jahrhunderts erfolgte zu einem Zeitpunkt, da in der US-amerikanischen Gesellschaft ein spezifisches Set von Produktionsverhältnissen sowie von ökonomischen, politischen und kulturellen Formen aufgebrochen war und verschiedene antagonistische Kräfte um eine neue Artikulation des Sozialen rangen. [...]« (Hark 2005a: 291)

Das Besondere an diesem Zeitpunkt ist, dass »Sexualität zum Schauplatz der Verhandlungen der gesellschaftlichen Krise, von kulturellen Ängsten und sozialen Konflikten« (ebd.) aus zweierlei Kontexten heraus wurde. Zum einen durch die Aids-Krise, zum anderen durch die so genannten »*sex wars*« (Duggan/Hunter 1995), die in feministisch-lesbischen Kontexten Mitte der 80er Jahre ihren Höhepunkt erreichen. Als notwendige, wenn auch allein sicher nicht hinreichende Bedingung ist die Aids-Krise, wie erwähnt, zentral: »Ihre [Queer Theory, d.V.] wichtigsten theoretischen Impulse hat sie aus dem Poststrukturalismus erhalten; ihr wichtigster praktischer Impuls war der rasante Schub der Politisierung von Sexualität in der AIDS-Krise« schreiben Genschel et al. (2001a: 8). Auch wenn sich über die Bewertung dessen, was der »wichtigste« Impuls sei, streiten ließe, so ist tatsächlich die Aids-Krise, d.h. vor allem die bis dahin undenkbare Diskursivierung, mediale Thematisierung, Reflexivierung und eben Politisierung von Sexualität im Kontext von Aids ein wesentlicher Katalysator für die Hinterfragung sexualpolitischer Kategorien, wie sie für queere Positionen in Theorie und Praxis charakteristisch ist. Zunächst taten sich in den politischen Organisationen wie *ACT UP* und *Queer Nation*, die gegen die moralischen Angriffe seitens der konservativen Rechten auf Schwule und andere »Perverse« arbeiteten, »erstmals wieder in großer Zahl Lesben und Schwule zusammen« (Hark 2005a: 292). Deutlich wurde nämlich an den konservativen Angriffen gegen die »Schwulenseuche« Aids (ebd.), dass es im Kern um einen Backlash, um die Diffamierung der bisher erreichten Liberalisierung und Pluralisierung ging. Der Aids-Krise wurde von Seiten progressiver sowie schwul-lesbischer Gruppen mit – im besten Sinne – drastischen Kampagnen begegnet, die darüber aufklärten, dass Aids keine Krankheit bestimmter Personengruppen oder gar die »Strafe« für bestimmte Lebensstile sei. Vielmehr ist Aids eine Frage konkreter Praxen und zwar nicht nur sexueller Art. Die Ansteckung mit dem HIV-Virus und der mögliche Ausbruch der Krankheit Aids hängen nicht ab von der sexuellen oder sonstigen Identität einer Person, sondern von ihrem Umgang mit Körperflüssigkeiten in verschiedenen Kontexten: beim Sex, bei Transfusionen, bei der Zahnärztin oder beim Spritzen von Heroin, um nur einige Beispiele zu nennen. Dem Virus ist es vollkommen egal, ob man schwul, frau lesbisch oder ob Menschen verheiratet sind, wenn sie Sex haben. Anders gesagt: Erkrankung und Moral, Erkrankung und sexuelle Identität haben herzlich wenig miteinander zu tun. Hierauf zu insistieren ist einer der großen Verdienste des Aids-Aktivismus.

vismus der 80er und 90er Jahre. Zudem haben viele Gruppen auf die bigotte und zugleich kommerziell durchaus ertragreiche Doppelmoral reaktionärer Gruppen hingewiesen, die unter dem Deckmantel moralischer Werte mit dem Tod und dem Leiden vieler Menschen Geschäfte machten. Denn die Erforschung des HIV-Virus sowie die Entwicklung von Medikamenten waren und sind noch ein einträgliches Geschäft, vor allem für die Pharmaindustrie. Worauf der Aids-Aktivismus weiter hingewiesen hat, ist auf den Zusammenhang von Praxen und Ansteckung. Nicht der Status etwa als Single oder als Mann ist ein Risiko für die Ansteckung mit dem Virus, sondern die spezifische sexuelle Praxis oder auch, allgemeiner, der Umgang mit Körperflüssigkeiten. Die Hinwendung also zu konkreten Praxen – und weg von den Identitäten – im Kontext der Aids-Krise Mitte der 80er Jahre markiert einen weiteren entscheidenden Schritt in Richtung post-identitäter Praxen und Reflexionen, wie sie für queer typisch sind.⁶

In den »sex wars« hingegen wurde z.T. erbittert um »richtige« sexuelle Praxen, sexuelle Identitäten und ihre Repräsentation gestritten. Themen waren u.a. Pornographie, S/M, »obszöne« Kunst, Sexualerziehung, Penetration u.a. mehr (vgl. Duggan/Hunter 1995: 5–14). Bei den Debatten um diese Themen ging es im Kern darum, ob spezifische Praxen, die sexuell oder mit Sexualität eng verknüpft sind, sich mit bestimmten Identitäten decken. Zugespitzt und exemplarisch: Darf sich z.B., wer Penetration mag, als Lesbe bezeichnen und zur lesbischen Gemeinschaft zählen? Dies sind deshalb so entscheidende Fragen (gewesen), weil politische Standpunkte, wie erwähnt, überwiegend ›im Namen von‹, also *identitätslogisch* formuliert wurden. D.h., wer z.B. S/M-Sex pflegte, wurde als Feministin fragwürdig – denn S/M und feministisch, das schloss sich (scheinbar) aus. Solche Probleme waren (und sind) politisch relevant weil es, nach der Ernüchterung über die nicht eingelöste Revolution bzw. Befreiung der und qua Sexualität, die noch in den sozialen Bewegungen der späten 70er das Ziel war, zu einer »Subkulturalisierung« des Politischen kam. Die »Entzauberung der Befreiung« (Halperin 1995: 32 nach Jagose 2001: 119) führte zur Hinwendung auf die ›eigene‹ Gemeinschaft, zur Vernetzung mit ›Gleichen‹, um gemeinsam ein möglichst selbst bestimmtes Leben zu führen, führte insbesondere in einigen Großstädten wie San Francisco und New York zur Entstehung weiter und eng verzweigter Netze von Kiezen, Clubs, Restaurants, Geschäften, Buchhandlungen, Reiseveranstaltern, Kinos, Theatern, Fitnesszentren und dergleichen mehr, die sich mehr oder minder deutlich vom ›mainstream‹ der heteronormativen Gesellschaft separierten. Diese Lebensstil- und Identitätskulturen basieren auf und bringen zugleich das hervor, was weiter oben als »ethnisierendes« Modell der Identität bezeichnet wurde: Ein Modell, demzufolge bestimmte personale Identitäten (wie z.B. »Schwuler«/»schwul« oder »Feministin«/»feministisch«) als Eigenschaften von Personen als *gegeben* angenommen werden und als *Fundament* von kollektiven Identitäten (die »Feministinnen« z.B.) fungieren. In diesem Modell wird weiterhin

davon ausgegangen, dass sich individuelle und kollektive Identitäten in allen möglichen Bereichen des Lebens und des Alltags spiegeln; eine »schwule Identität« etwa manifestiert sich gewissermaßen in allem – insofern sie nämlich die Person markiert. Oder stärker ausgedrückt: Insofern sie die Person ist: »Der Schwule«, »die Feministin« lebt einen spezifischen (schwulen bzw. feministischen) Lebensstil, trägt spezifische (schwule bzw. feministische) Kleidung, hat spezifische (schwule bzw. feministische) Beziehungen usw. Und wer so nicht lebe, wer so also nicht »sei«, die dürfe sich nicht zum Kollektiv der Schwulen bzw. der Feministinnen zählen und auch nicht in deren Namen sprechen. So kommt Steven Seidman in seiner kritischen Rückschau auf die schwulen und lesbischen Bewegungen der 70er bis Mitte der 80er in den USA zu dem Schluss:

»Interessanterweise zeigen sich in der lesbischen und schwulen Subkultur dieser Zeit wichtige Ähnlichkeiten. Besonders wichtig war die Betonung der Gemeinschaftsbildung [community building], die auf der Annahme einer einheitlichen lesbischen bzw. schwulen Identität basierte. [...] In beiden Subkulturen, der männlich schwulen wie der lesbischen, war die persönliche Identität und der Lebensstil der zentrale Fokus. [...] Und schließlich lässt sich in beiden Subkulturen eine Abwendung vom Befreiungs-Motiv hin zu einem ethnischen Minderheitenmodell erkennen. Letzteres betont kulturelle Differenz, Gemeinschaftsbildung und identitätsbasierte Interessenspolitik« (Seidman 1993: 116f.).

In Bezug auf Sexualität(en) wurde genau diese identitätslogische Annahme durch verschiedene Einwürfe in Frage gestellt, die in lesbischen und feministischen Kontexten die so genannten »sex wars« der 80er Jahre auslösten (vgl. Duggan/Hunter 1995). So formulierte 1981 Pat Califia in ihrem Text »Feminismus und Sadomasochismus« (Califia 1997 in Blasius/Phelan 1997: 522–528) ihr Unbehagen an den Versuchen, sadomasochistische Positionen als nicht-feministisch zu zensieren. Als feministische lesbische Frau lebt sie sadomasochistische Praxen und wird dafür, so schreibt sie, aus der entsprechenden »community« ausgeschlossen. Da S/M-Praxen schlicht als Ausübung herrschaftsformiger sexueller Gewalt gesehen werden, d.h. als prototypische Form patriarchaler Heterosexualität, gelten sie, so Califia aus feministischer Perspektive, als anti-feministisch, als »falsch«.⁷ Doch, so Califia weiter, »hat kein Symbol eine einzige Bedeutung. Vielmehr wird Bedeutung aus dem Kontext heraus erzeugt« (Califia 1997: 525). Und da das Schlüsselement in S/M-Praxen die Phantasie sei (ebd.: 524), werden in diesen spezifische Elemente (re-)inszeniert und zwar so, dass sie eine »neue« Bedeutung erlangen. So bedeuten z.B. Handschellen in einer lesbischen S/M-Konstellation etwas anderes als Handschellen im Kontext alltäglicher Polizeigewalt, die nicht selten homophob und sexistisch ist. Califia plädiert zudem in ihrem Text nachdrücklich dafür, das faktische Kontinuum sexueller Praxen und Präferenzen anzuerkennen, anstatt von idealisierten

Normen und Stereotypen auszugehen (ebd.: 526). So könne man keineswegs behaupten, nur heterosexuelle Praxen seien (zumindest bisweilen) herrschaftsähnlich oder gewalttätig – denn auch in gleichgeschlechtlichen sexuellen Praxen bzw. Beziehungen gäbe es durchaus Ausbeutung oder Gewalt. Man könne ebenso wenig behaupten, nur eine bestimmte Gruppe von Menschen wende sich Fetischen zu, vielmehr seien die ganz »normalen« Praxen vieler Menschen fetischisiert. Kurz: Sexuelle Praxen können nicht als per se feministisch oder nicht-feministisch (ab-)gewertet werden. Es käme drauf an, was die Beteiligten dabei fühlten, sich dazu dächten und phantasierten. Es komme auf den Kontext und die jeweiligen Neu-Kodierungen an. So kreisten die »sex wars« um die Frage der Bewertung spezifischer Praxen in spezifischen Kontexten: Ist jegliche Pornographie per se und als solche frauenfeindlich? Ist kommerzieller Sex an sich ausbeuterisch und macht er an sich Frauen zu Opfern? Ist jegliche sexuelle Handlung zwischen zwei Menschen, die Herrschaft oder Schmerz inszeniert, eine Wiederholung patriarchaler Herrschaftsstrukturen? Ist Penetration grundsätzlich und immer die Reproduktion männlicher sexualisierter Gewalt? Solche Fragen waren (und sind) nicht zuletzt deshalb politisch außerordentlich brisant, weil sie wiederum die Frage der (Un-)Sichtbarkeit spezifischer Praxen und Identitäten berühren. Muss eine Feministin im Sinne der politischen Strategie ihre Vorliebe für S/M-Praxen verheimlichen? Muss eine lesbische Frau ihren Dildo-Gebrauch verheimlichen? Darf ein schwuler Mann sagen, dass er (auch oder überwiegend oder nur...) gern Sex mit Frauen hat? Kann und sollte man sich outen, wenn man als schwuler Mann zugleich herrschaftskritisch engagiert ist und sexuell von Polizei- und Soldatenuniformen erregt wird? Darf das eine weithin sichtbar, und soll das andere hingegen besser unsichtbar sein? Welches sind die Maßstäbe zur Formulierung dieser Fragen? Wie, zu wessen Gunsten und mit welchen Folgen fällt die Antwort aus? Wenn solche Fragen innerhalb politischer Bewegungen und/oder Subkulturen mit Zensur oder Abwertung (»nicht wichtig«) geahndet werden, dann müssen sich diese die Frage gefallen lassen, inwiefern nicht auch diese ein repressives »Normalisierungsregime« etabliert. Dies gilt für viele Aspekte weit über spezifische sexuelle Praxen hinaus. So schreibt Halperin kritisch in Bezug auf das identitätslogische Modell schwuler Gemeinschaften:

»Die Entzauberung der Befreiung [ist nicht] nur im wachsenden Bewusstsein darüber begründet, dass das Homo-Leben seine eigenen disziplinierenden Regime herausgebildet hat, seine eigenen Techniken der Normalisierung in Form von obligatorischem Haarschnitt, T-Shirts, Diätplänen, Körper-Piercing, Leder-Kleidung und Körpertraining« (Halperin 1995: 32 in Jagose 2001: 119).

Queere Positionen

Die unter dem Stichwort »*sex wars*« geführten Debatten haben deutlich gemacht, dass Sexualität eine eigene Dimension sozialer und politischer Wirklichkeit ist; eine Achse des Politischen, die eben nicht aufgeht in Analysen des Geschlechts oder anderer Kategorien. So formuliert auch Rubin (ursprünglich 1984), dass dem »Bereich der Sexualität [...] eine eigene Politik, eigene Ungerechtigkeiten und eigene Formen der Unterdrückung inne [wohnen]« (Rubin 2003: 31). Diese Annahme – dass Sexualität einen *eigenen*, etwa von der feministischen Theorie oder Geschlechterforschung getrennten, Rahmen braucht – ist ein konstitutiver Aspekt queerer Theorie: Der Feminismus sei die kritische Analyse von geschlechtlichen Ungleichheiten und Herrschaftsformen, Queer Theory hingegen eine »radikale Theorie des Sex« in kritischer Absicht (ebd.: 33, 75). Auch wenn eine Vielzahl von Autoren/-innen die herrschaftskritische Analyse von Sexualität(en) und ihrer Verzahnung mit Machtstrukturen als Kernelement queerer Perspektiven heraushebt, so darf eine Genealogie queeren Denkens nicht ausblenden, dass sowohl feministisches wie lesbisch-schwules Theoretisieren gleichsam von der Thematisierung der Sexualität durchzogen ist. Es ist schlicht falsch, dass erst dezidiert explizite queere Autoren/-innen sich mit Sexualität als Element, Modus und Produkt sozialer Verhältnisse befasst haben. Doch ist sicher richtig, dass der Fokus der Aufmerksamkeit bis zum Erscheinen queerer Positionen auf anderen Dimensionen als der Sexualität lag und letztere systematisch als weniger wichtig abgewertet wurde. Dies ist bis heute nicht anders – feministische Analysen, insbesondere gesellschaftstheoretischer Art, tun sich weiterhin schwer mit der Anerkennung und produktiven Integration einer sexualitätspolitischen Perspektive; weiterhin gelten allenfalls »race, class, gender« als theoriefähige Achsen der Differenz und Ungleichheit.⁸

Während also in den 80er Jahren in den subkulturellen bzw. gegenöffentlichen Kontexten der sozialen Bewegungen die identitätspolitische Ausrichtung gewissermaßen intern zunehmend unter Beschuss geriet und dabei eine Vielfalt verschiedener Praxen und (Lebens-)Stile sichtbar wurden, so formierte sich gleichsam extern die Aids-Krise, die ihrerseits einen deutlichen Wandel der Politik- und Aktionsformen nach sich zog. Manche beschreiben diesen Übergang gar als Übergang »von der Identität zur Politik« (Rimmerman 2002). Auch wenn diese Diagnose angesichts der politischen Relevanz von Identität(en) wie ein angestrengtes Wortspiel anmutet, so ist doch die Semantik plausibel: Tatsächlich sehen eine Reihe von Autoren/innen im Entstehen queerer politischer Strategien und in der theoretischen Artikulation queerer Positionen einen radikalen Wandel des Politischen, insbesondere in den USA. Dieser lässt sich als die zunehmende Hegemonie »postidentitärer« und post-moderner und/oder post-strukturalistischer Positionen charakterisieren.

Auch wenn, wie eingangs in diesem Kapitel erwähnt, »queer« kaum dingfest zu machen und vor allem nicht abschließend und allseits verbindlich zu fixieren ist, scheinen mir einige Perspektiven für queere Positionen charakteristisch:

Sex und Herrschaft

Diese sind zunächst die herrschaftskritische und an Foucault anschließende Politisierung von Sexualität, d.h. vor allem eine Abkehr von »Befreiungsutopien«, die das Verhältnis von Sexualität und Herrschaft als im wesentlichen äußerlich betrachten (vgl. Hark 2005a: 296–299) hin zu Positionen, die jegliche sexualpolitischen Kategorien als Effekt von Macht und Herrschaft betrachten: »[Queer Theory] untersucht, wie Sexualität reguliert wird und wie Sexualität andere gesellschaftliche Bereiche – etwa staatliche Politik und kulturelle Formen – beeinflusst und strukturiert« (Genschel et al. 2001a: 12). Sexualität gilt im Anschluss an Foucault und seiner deutlichen Kritik an der so genannten »Repressionshypothese« der progressiven sozialen Bewegungen (Foucault 1977: 9–23) als Ort und Modus von Herrschaft par excellance: Sex bildet, so Foucault (1977: 173ff.) das »Scharnier« zwischen konkreten Körpern einerseits und den politischen Bevölkerungsregulierungen andererseits; Sex stellt die paradigmatische Verknüpfung von Regulierungen, Normierungen, Subjekten und Praxen in der Moderne dar, ist also durchzogen von Macht bzw. selber eine Art Machtdispositiv. In diesem Sinne ist Sexualität ebenso subjektive, intime, persönliche Praxis wie sie Strukturprinzip von Gesellschaften und eine Achse sozialer In- bzw. Exklusion ist. Gayle Rubin (2003) hat dargelegt, wie sich verschiedene Sexualitäten und sexuelle Praxen als hierarchisches System verstehen lassen, anhand dessen Menschen »sortiert« werden: »Moderne westliche Gesellschaften schätzen sexuelle Akte gemäß einer hierarchischen Wertordnung ein. Verheiratete Heterosexuelle, die sich fortpflanzen, stehen ganz allein an der Spitze der sexuellen Pyramide« (Rubin 2003: 39). Diese Spitzensposition betrifft nun – und das gibt vielen queeren Positionen auch eine gesellschaftstheoretische Wendung, die oft übersehen wird – keineswegs nur die individuelle Ebene der personalen Anerkennung und Inklusion, sondern ist als »Diktatur der Heterosexualität« (Kraß 2003: 7) in allen Institutionen, juristischen Regulierungen und Organisationen des Alltags allgegenwärtig. Die Heteronormativität als zentraler Begriff queeren Denkens (Hark 2005a: 293) umfasst die kritische Auseinandersetzung mit dieser Allgegenwärtigkeit und die Aufdeckung ihrer Naturalisierung. Diese manifestiert sich nicht nur darin, dass im Allgemeinen weiterhin wie selbstverständlich davon ausgegangen wird, dass Partner/-innen von Menschen gegengeschlechtlich sind, d.h. auf der Ebene der Alltagsroutinen – die Naturalisierung der Heterosexualität materialisiert sich auch in einer Vielzahl materieller, juridischer und ökonomischer Regelungen mit weit reichenden Folgen für alle Menschen.

Denn heterosexuelle Menschen werden deutlich privilegiert, homosexuelle Menschen und Menschen anderer Sexualitäten deutlich benachteiligt bzw. exkludiert. Das deutsche Ehegattensplitting z.B. gilt nur für heterosexuelle Paare; die Möglichkeit, Kinder im vollen Umfang zu adoptieren ebenfalls; im Asyl- und Ausländer/-innen-Recht gelten Regelungen für die Familienzusammenführung ausschließlich für heterosexuell organisierte Familien, dasselbe gilt für Erbschaftsangelegenheiten, Hinterbliebenenversorgungen und vielem mehr. Kurz: Sexualität ist mit politischer, ökonomischer und kultureller Teilhabe eng verzahnt. Dabei wird eheliche Heterosexualität im Vergleich zu allen anderen Formen enorm privilegiert. Vor diesem Hintergrund rücken viele queere Autoren/-innen die Analysen und Debatten um »sexual citizenship« (Hark/Genschel 2003 sowie alle Beiträge im Sammelband *quaestio* 2003) in den Mittelpunkt ihrer Arbeiten.

Kritik an Kategorien der Identität

Dabei werden zweitens viele bis dato als eindeutige, gegebene, fundierende angenommene sexualpolitische Kategorien wie Hetero- und Homosexualität radikal hinterfragt und auf ihren konstruierten Charakter fokussiert. Judith Butler wehrt sich beispielsweise in einem Text dagegen, als »Lesbe« einen Text zu schreiben oder einen Vortrag zu halten (Butler 1996: 15), denn sie fragt sich, was für wen irgendwie gewonnen oder klarer sei, wenn sie sich als Lesbe (oder was auch immer) positioniere. Zudem geht sie davon aus, dass »die Behauptung, ich *sei* etwas, immer eine vorläufige Totalisierung meines ›Ich‹ [impliziert]« (ebd.: 18; Hervorh. i.O.). Die Anrede bzw. Positionierung als ›Lesbe‹ löscht – und sei dies nur für die spezifische Situation – alle anderen Positionierungen, die identitätsrelevant sind, aus. »Als Lesbe« einen Vortrag zu halten bedeutet immer und notwendigerweise, diesen Vortrag nicht als z.B. Mutter, Schwester, Vegetarierin, Links- oder Rechtsänderin, Philosophin, Freundin von usw. zu halten.⁹ »Sie hören nun einen Vortrag von Judith Butler, Lesbe und Theoretikerin« ... so positioniert würde all das, was sie ist, zugunsten einer oder zwei Kategorien ausgeblendet und Butler mutierte zu DER Lesbe bzw. DER Theoretikerin. Aber: »was haben denn alle Lesben gemeinsam – wenn es da überhaupt etwas gibt? Und wer soll das entscheiden und in welchem Namen?« fragt Butler kritisch (Butler 1996: 18).

Zudem sind sexualpolitische Kategorien und die darauf fundierten Identitäten hochgradig instabil. Sie sind nicht nur in gewisser Weise repressiv und einengend, sondern letztendlich zum Scheitern verurteilt. Dies hat u.a. Kosofsky Sedgwick – eine weitere prominente Stimme im queeren Spektrum – anhand des literarischen Umgangs mit Männlichkeit und Hetero- bzw. Homosexualität ausgiebig analysiert. Sie kommt zu dem Schluss, dass beide Kategorien – Homo- und Heterosexualität – in sich inkohärent und instabil seien (Kosowfsky Sedgwick 2003: 133ff.). Sie analysiert, wie vielfältig und

inkongruent der »gesunde Menschenverstand« und die literarischen Erzählstrukturen sind, die dennoch immer wieder den Eindruck erzeugen, Homo- und Heterosexualität seien offensichtliche, eindeutige, klare und widerspruchsfreie Kategorien: Mal werden schwule Männer als verweiblichte Wesen interpretiert (Sexualität und Geschlecht werden vermengt), mal als Inbegriff reiner Männlichkeit im Sinne einer Begehrenidentifikation mit dem männlichen Geschlecht. Letztendlich, so die queere Lektüre der Autorin, müsse jede Grenzziehung zwischen Homo- und Heterosexualität notwendigerweise kollabieren. Sie hat keine natürliche, objektive, immer gleich bleibende Essenz, sondern muss andauernd in mühsamer Arbeit neu gezogen werden. Auch bei Butler spielt der konstruierte Charakter der sexualpolitischen und identitätsbezogenen Kategorien eine wesentliche Rolle. So ist für Butler z.B. Homosexualität faktisch, d.h. als alltägliche Erfahrung eine »beständige Verfehlung« (Butler 1991: 181). Sie muss sich nämlich an diskursiven Normen orientieren, die Homosexualität als naturgegebene oder schicksalhafte Bestimmung formulieren, die man entweder ›hat‹ oder nicht ›hat‹, die eindeutig und offensichtlich ist. Doch schaut man genauer, wie Homosexualität – ebenso wie ihr Gegenpart, die Heterosexualität – normativ als Ideal konstruiert wird, erkenne man, dass sie realiter immer ein »Fetisch« bleiben muss (ebd.: 180). Niemand verkörpert nämlich eine Norm. D.h., niemand ›ist‹ in eindeutiger, objektiver, unverrückbarer, widerspruchsfreier, selbst-erklärender Weise hetero- bzw. homosexuell. ›Heterosexuelle‹ Pornographie ist voller ›Homoeerotik‹, ›heterosexuelle‹ Sportarten – wie Fußball – sind durchzogen von homoerotischen Praxen und Bildern, ›homosexuelle‹ Beziehungen sind verstrickt in ›heterosexuelle‹ Muster und Normen, kulturelle Produkte wie Videoclips wimmeln vor ambiguen Inszenierungen sexueller Begehrensformen (angeblich rein heterosexuelle *Boy Groups* sind bisweilen Ikonen in schwulen Kontexten; Madonna greift regelmäßig auf schwule Subkulturen und ihre Codes zurück usw.)...Diese Phänomene zeigen, dass die wechselseitige Konstitutionslogik – Homosexualität = nicht-Heterosexualität, Heterosexualität = nicht-Homosexualität – andauernd bedroht ist. Sie hat keinen definitorischen Punkt, keinen Bedeutungs-Kern, der nicht außerhalb dieser Zirkularität läge. Und deshalb sind vermeintlich eindeutige sexuelle Kategorien faktisch instabil, was sich nicht zuletzt darin zeigt, dass sie immer und immer wieder inszeniert, sichtbar gemacht, gezeigt und für andere expliziert werden müssen. Kategorien sexueller Identität sind auf Wiederholungen und Verwerfungen angewiesen insofern sie ein phantasmatisches, also imaginäres Ideal darstellen. Auch »die Homosexualität« ist ein idealisiertes Konstrukt, denn sie ist ja abhängig von der produktiven Macht des heterosexuellen Diskurses – sie ist ihre Negativ-Folie: »Es ist wichtig, dass wir erkennen, in welcher Weise heterosexuelle Normen in schwul-lesbischen Identitäten erscheinen« (Butler 1996: 29). Beide – homo- und heterosexuelle Identität – sind demnach Normen, »die niemals vollständig verinnerlicht werden (können)«

(Butler 1991: 207) und deshalb immer und immer wieder zu erfüllen versucht werden.

»Die Tatsache, dass Heterosexualität immer dabei ist, sich selbst zu erklären, ist ein Indiz dafür, dass sie ständig gefährdet ist, das heißt, dass sie um die Möglichkeit des eigenen Kollapses ›weiß‹: daher ihr Widerholungszwang, der zugleich ein Verwerfen dessen ist, was ihre Kohärenz bedroht. Dass sie dieses Risiko niemals beseitigen kann, bezeugt ihre tief greifende Abhängigkeit von der Homosexualität« (Butler 1996: 28).

Diese Logik trifft nun nicht nur für die Begriffe und die Erfahrung der ›Homo‹ bzw. ›Heterosexualität‹ zu, sondern auch für andere Kategorien – eigentlich für alle Kategorien, die identitätslogisch Subjekte markieren: »Die feministische Theorie ist zum größten Teil davon ausgegangen, dass eine vorgegebene Identität existiert, die durch die Kategorie ›Frau(en)‹ ausgedrückt wird« schreibt Butler (Butler 1991: 15), die als eine der – inzwischen – prominentesten Begründerinnen von queeren Theoriepositionen gelten kann. Doch, so Butler weiter, »[i]m Grunde herrscht [...] kaum Übereinstimmung darüber, was denn die Kategorie ›Frau(en)‹ konstituiert und konstituieren sollte« (Butler 1991: 16). Die Unklarheit, auf die Butler hier verweist, resultiert aus der beschriebenen zunehmend sichtbar gewordenen Vielfalt von Frauen bzw. von weiblichen Geschlechtsidentitäten: Sexuelle, altersspezifische, ethnische, regionale, religiöse, klassenbezogene usw. Identitäten sind immer und immer sowohl miteinander als auch mit der ›weiblichen‹ Geschlechtsidentität verwoben (Butler 1991: 18, 35). Kurz formuliert: Das Geschlecht kommt nie in Reinform daher, sondern ist immer und ›als solches‹ mit anderen Differenzachsen verwoben. Schwarze Frauen, lesbische Frauen, ›behinderte‹ Frauen, Migrantinnen und andere beharrten seit den 80ern auf ihre sozial erzeugte ›Besonderheit‹, auf ihre ›Ver-Anderung‹, ihrer diskursiv und politisch gemachten Differenz zum ›mainstream-Feminismus‹: »Männer sind nicht anders, Weiße sind nicht anders und auch die Herren sind nicht anders« schreibt Wittig in einem einflussreichen Theorietext zu Fragen der lesbischen Identität (Wittig 1996: 147) und argumentiert weiter, dass insbesondere lesbische Frauen als ›Andere‹ markiert werden. Diese Markierung als ›Andere‹ ist – so Wittig und viele andere Menschen aus »minorisierten« Gruppen – ein Herrschaftseffekt, eine Ideologie. Denn sie setzt eine Position, eine Subjekthaftigkeit, eine Identität oder Zugehörigkeit als das Allgemeine, das Normale und alles, was davon differiert, als das Andere. Weiß, männlich, herrschend – dies ist das als ›normal‹ gedachte Universalsubjekt. Es ist in Wirklichkeit partikular, was aber unsichtbar bleibt, denn darin besteht der Herrschaftseffekt. Diese Logik meint auch, dass in der politischen Arena manche Stimmen als partikular ›markierte‹, andere hingegen als ›allgemeine‹ wahrgenommen werden. Gegen solche Logiken argumentiert beispielsweise bell hooks in Bezug auf den feministischen Kontext:

»Die Angehörigen der weißen feministischen akademischen Eliten der USA nehmen die Arbeiten farbiger Frauen ausschließlich in Bezug auf ›race‹-bezogene Themen wahr. Unsere Arbeiten werden benutzt und dem Ziel untergeordnet, ihre Annahmen zu ›race‹ und Andersheit zu bestätigen« (hooks 1990: 21).¹⁰

Wenn nun sexualpolitische und andere identitätsrelevante Kategorien als verachtete und herrschaftsähnliche Konstruktionen betrachtet werden, so hat dies identitätspolitische Konsequenzen und zwar auf individueller wie kollektiver Ebene. Es lässt sich, so eine queere Position, nicht mehr so leicht sagen »ich bin schwul«, »ich bin hetero« – als sei dies eine gegebene Eigenschaft, die man jenseits spezifischer Konstellationen besitzt – und vor allem lässt sich dann nicht mehr so leicht annehmen, alle wüssten, was das nun genau bedeutet und impliziere. Dies gilt, so ein weiteres charakteristisches Denken im queeren Spektrum, auch für identitätsrelevante Kategorien über Sexualität hinaus. Frau, weiblich, männlich, Mann, Vater, Wissenschaftlerin, Christ etc. – immer sind solche Bezeichnungen, sind solche sozialen Titel problematisch und instabil: Zum einen sind sie den sozialen Prozessen, in denen sie verwendet werden, nicht vorgängig, sondern werden in diesen gewissermaßen erst erzeugt. Zum anderen sind sie immer mit einer Verwerfung und Verdrängung anderer identitätsrelevanter Bezüge und Positionierungen verbunden.

Beide Argumente wiederum markieren postmoderne und poststrukturalistische Elemente im queeren Denken: Für Butler – in Anlehnung an Foucault – sind Diskurse insofern produktiv, als sie das, was sich überhaupt sinnvoll formulieren lässt, erst ermöglichen. Poststrukturalistische Theorien behandeln – so unterschiedlich sie untereinander auch sein mögen – die Sprache als den Ort, an dem soziale Wirklichkeit organisiert wird (vgl. Villa 2003, Kap. 1 und Villa 2004). Diskurse bringen aufgrund ihrer produktiven Fähigkeit die Dinge, die wir betrachten, in gewisser Weise selbst hervor. Sie tun dies, indem sie die Welt kodieren, und damit das Feld des Denk- und Sag- sowie – darauf kommt es Foucault und Butler besonders an – Lebbaren abstecken. Subjekte und Identitäten sind, da sie auf Kategorien basieren, dem Sozialen, insbesondere in seiner diskursiven Dimension demnach nicht äußerlich oder vorgängig, sondern Subjekte und Identitäten werden erst durch Diskurse konstituiert und ermöglicht: Jemand zu sein bedeutet immer ein bestimmtes Jemand zu sein: eine Frau, ein Vater, ein Gewinner, ein Dicker, eine Isländerin, eine Schönheit, ein Arbeitsloser usw. Diese Personen- bzw. Subjektkategorien sind aus post-strukturalistischer Perspektive kein Abbild gegebener Entitäten. D.h., Sprache bildet nicht eine bereits gegebene Wirklichkeit ab. Vielmehr konfigurieren diskursive Kategorien, die historisch sedimentiert und beständig im Wandel sind, die materielle und soziale Wirklichkeit. Da dies so ist, kann auch nie abschließend eine Wahrheit oder eine Essenz identitätsrelevanter bzw. subjektbezogener Kategorien – Frau, Lesbe, Vater, Deutscher usw. gefunden werden. Ihre spezi-

fische Bedeutung muss andauernd verhandelt werden und zwar unter Anerkennung der prinzipiellen Unabschließbarkeit dieses Verhandlungsprozesses. Damit stellt sich queeres Denken und Handeln »wider die Eindeutigkeit« etwa von Identitäten und Subjekten (Engel 2002). Prozesse der Subjekt- und Identitätskonstitutionen sind zudem, auch dies ein poststrukturalistischer Gedanke, herrschaftsformig und vermaчетet. Ergo: Identitäten und Subjekte sind Effekte sozialer Herrschaft. Für soziale Bewegungen und die öffentliche politische Arena bedeutet diese Infragestellung von Identitätslogiken ein zunächst dramatisches Problem insofern insbesondere in den USA (aber auch in Deutschland, z.B. in Bezug auf die zweite Frauenbewegung) Politik häufig »im Namen von« gemacht wurde/wird: Forderungen etwa nach rechtlicher Teilhabe oder nach Gleichstellung werden bislang überwiegend für bestimmte Gruppen erhoben, von denen angenommen wird, es gäbe sie als homogene Gruppe vor und jenseits ihrer politischen Thematisierung (die Frauen, die Homosexuellen, die Schwarzen, die Ausländer...). Doch wenn Identität, wenn identitätsrelevante Kategorien wie Ausländer, Frau oder Schwuler im poststrukturalistischen Sinne (Foucault) als Effekt sozialer bzw. genauer diskursiver Konstitutionsprozesse betrachtet werden und sich zudem faktisch herausstellt, dass die vermeintlich universalen Kategorien wie Frau, Ausländer oder Schwuler in Wirklichkeit partikular sind und eine Reihe von Menschen und Gruppen ausschließen, so kann Politik sich nunmehr schwerlich auf solche Identitätskategorien beziehen. Dieses Problem sowie der Kontext, in dem es verstärkt auftrat, nämlich die Aids-Krise, haben zu einer Abkehr von identitätsbasierten politischen Strategien bewirkt. Stattdessen orientiert sich queere Politik möglichst an themen- und problemzentrierten Solidaritäten: »Queere Politik ist ein Versuch, Bündnisse gegen die Herrschaft der Normalisierung nicht auf Identität – die ja das Ergebnis dieses bekämpften Regimes ist –, sondern auf politische Solidarität aufzubauen« (Genschel et al. 2001a: 12).

Anti-Normalisierung

Gegen Normalisierung zu arbeiten und zu denken ist schließlich, so meine Einschätzung, ein weiteres Kernelement queerer Positionen. Die Kritik an Normalisierungsregimes ist z.T. im Sinne der poststrukturalistischen Arbeiten von Foucault, z.T. aber auch den Auseinandersetzungen in feministischen, schwulen, lesbischen und anderen sozialen Bewegungen geschuldet, die – wie gezeigt – immer deutlicher machten, dass auch kritische, emanzipative Politik daran kranken kann, sich an Normen zu orientieren, unter die sich die Menschen zu fügen haben. Normen und die damit verbundene Normalisierung gehören zu den effektivsten Mitteln von Macht- und Herrschaftsausübung der Neuzeit:

»Eine solche [Bio-]Macht muss eher qualifizieren, messen, abschätzen, abstufen [...]. Statt die Grenzlinie zu ziehen, die die gehorsamen Untertanen von den Feinden des Souveräns scheidet, richtet sie die Subjekte an der Norm aus, indem sie sie um diese herum anordnet. Ich will damit nicht sagen, daß sich das Gesetz auflöst oder dass die Institutionen der Justiz verschwinden, sondern daß das Gesetz immer mehr als Norm funktioniert, und die Justiz sich immer mehr in ein Kontinuum von Apparaten [...], die hauptsächlich regulierend wirken, integriert. Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie« (Foucault 1977: 172).

Normalisierung ist aus einer poststrukturalistischen Perspektive, die Herrschaft, Wissen und Disziplinierung als verzahnt denkt, immer auch Effekt und Modus von Disziplinierung. Dies gilt für den akademisch-wissenschaftlichen Begriff der ›Disziplinen‹ (die Soziologie, die Philosophie, die Medizin usw.) ebenso wie für den alltagsweltlichen Begriff der Disziplin, der im Kern die gehorsamsförmige Handlungsorientierung an anderen Prinzipien als denen des Glücks und des Wohlbefindens meint und der zudem eine Semantik der Methodik hat (etwas regelmäßig tun usw.).¹¹ Disziplinierung und Normalisierung hängen macht- und herrschaftstheoretisch insofern eng zusammen als »Normen« zum Maßstab dessen erhoben werden, was legitim, anerkennungswürdig, korrekt, eigentlich usw. ist: Normgewicht, »im Bereich der Norm«, normal, der Norm entsprechend. So sind auch normative Idealvorstellungen z.B. von »der« Heterosexualität oder »des« Geschlechts abstrakte Konstrukte, Abstraktionen von der Wirklichkeit, die als idealisierte Vorstellungen die faktisch vielfältige Wirklichkeit regulieren. Um sich den Normen und »dem Normalen« anzunähern, ist ein enormer disziplinärer Aufwand nötig. Dies umso mehr, als das »Normale« eine imaginierte Schimäre ist. Man kann nie eine Norm werden oder verkörpern, wird sie doch als imaginäre Abstraktion von der realen Vielfalt konstruiert. So erfordert es z.B. vielfältige Strapazen, Kontrollen, Zurückhaltungen usw., eine »normale« Frau zu sein; eine Frau, die den Normen entspricht: Diäten, schmerhaftes Epilieren von Körperhaaren, unbequeme Kleidung, Sport usw. sind Teil der Mühen, eine »normale« Frau zu sein. Ebenso disziplinierend wirken die »Normen« bei Schwangerschaften, die von der Medizin anhand statistischer Daten entwickelt werden und die für die betroffenen Frauen eine Art beständiger Qualitätskontrolle während der ca. 40 Wochen ihrer Schwangerschaft fordern. Da wird gemessen, gewogen, geschätzt, geschaut usw. Wer der Norm zu wenig entspricht, sieht sich dann entweder – wie im Falle der Schwangerschaft – großen Ängsten und »Optimierungssangeboten« ausgesetzt oder aber – wie im Falle des weiblichen Geschlechts – mit dem Entzug sozialer Anerkennung konfrontiert. So sind nicht alle Körper »Körper von Gewicht« (Butler 1995). Körper von Gewicht sind vielmehr diejenigen Körper, die den Normalisierungsnormen der Intelligibilität folgen, d.h. der sehr spezifischen Kongruenz von sex (biologischem Geschlecht),

gender (Geschlechtsidentität) und Begehren. Wer, so Butler, mit dieser heterosexuell markierten Kongruenz bricht, gerät außerhalb der Norm und wird gewissermaßen »monströs«. Doch, so Butler weiter, »wir sollten uns [...] daran erinnern, dass Körper außerhalb der Norm noch immer Körper sind, und für sie und in ihrem Namen suchen wir ein erweiterungsfähiges und mitführendes Vokabular der Anerkennung« (Butler 1995: 10). Anders gesagt: Diejenigen, die als »Andere« und »Ab-Norme« verstoßen sind, sind die Leidtragenden der Normalisierungsregimes; sie bilden die Negativfolie, die all jene brauchen, die anhand derselben Normen inkludiert und als legitim anerkannt sind. Dies gilt im Übrigen auch für minorisierte und diskriminierte Subkulturen und soziale Bewegungen, wie einige Autoren/-innen für den »normalisierend-disziplinierenden« Umgang mit Transgender-Personen kritisieren:

»Auch die Schwulenszene schließt Transgender-Existenzweisen auf unterschiedliche Weise und mit zum Teil anderen Mechanismen aus. So geht es in der Schwulenszene meist darum, ›ein richtiger Mann zu sein‹. Tunten, aber auch Trans-Männer, werden erotisch abgewertet und diskriminiert, manchmal auch am Zugang zu subkulturellen Räumen, wie Darkroom-Kneipen und Sex-Partys, gehindert. Diese Ausschlüsse werden als persönliche Geschmacksfrage entpolitisert und damit einer offenen Auseinandersetzung entzogen« (Genschel et al. 2001b: 192).

Ein radikal demokratisches Projekt muss demzufolge nicht auf Integration qua Normalisierung hoffen – im Sinne etwa der so genannten »Homo-Ehe«, bei der der zentrale Tenor lautet »wir sind genauso normal wie ihr« –, sondern den kritischen Blick auf die Praxen selbst richten, die Normen, Normalität und ihre Differenz(en) erzeugen.¹² Statt »Integration als Assimilation« (quaestio 2000: 15) steht ein queeres politisches Projekt für die Hinterfragung des Konzepts der Normalität selbst und für die Analyse der »Macht- und Herrschaftsverhältnisse [in denen] Differenz artikuliert wird« (ebd.). Und sie müsste als soziale Bewegung radikal anti-identitär sein, d.h. eher ein problemorientiertes, wechselndes Bündnis verschiedenster Menschen – eine »widersprüchliche Gemeinde der Unterschiede« (Sloan in Duggan 1995: 163). Der Impetus der Anti-Normalisierung gibt der Queer Theory einen weiteren potenziell gesellschaftstheoretischen Dreh; es öffnet, mit Foucault und anderen gedacht, den Blick für die Herstellung sozialer Ordnung auf der Basis subtiler Herrschaftstechniken im Gewande der Wissenschaften und der Rationalität. Zugleich kann ein queerer Blick auf soziale Wirklichkeit sichtbar machen, dass derartige Ordnungsversuche immer auch auf Widerstand stoßen. Menschen und ihr Handeln fügen sich eben nicht in die Kategorien der ordnenden Diskurse, sondern bewahren sich einen Eigensinn, eine ›Unordentlichkeit‹, die subversiv sein kann. Die lange – und z.T. leidvolle – Genealogie schwul-lesbischen sowie feministischen Lebens und Denkens zeigt dies allzu deutlich. Auch wenn die Heteronormativität

ein hegemoniales Prinzip der Moderne darstellt, dass außerordentlich wirksam ist, so fügen sich noch lange nicht alle Menschen diesem Imperativ. Und gerade ein queerer Blick zeigt, dass nicht nur ›bekennende‹ Homosexuelle Widerstand gegen das Regime der Zwangsheterosexualität leben, sondern dass auch im Herzen der Heterosexualität eine immanente Instabilität und definitorische Leere vorhanden ist. Spuren der Uneindeutigkeit finden sich selbst im Zentrum der vermeintlich eindeutigsten Praxen: knutschende Männer auf dem Fußballrasen, nackte Intimität zwischen erwachsenen Frauen in den Umkleidekabinen der Geschäfte beim shopping usw.

Dass der politische Versuch der Anerkennung des Differenten im Zeichen der Anti-Normalisierung konfrontiert ist mit den Problemen und Chancen der ›Sichtbarkeit‹ im öffentlichen Raum ist evident: Normalisierung geht auch immer einher mit den Auseinandersetzungen darum, was sichtbar und damit als evident repräsentiert wird (Abb 1). Die Erzeugung von alltagsweltlicher Evidenz (›so ist es, darüber braucht man nicht nachzudenken‹) ist in diesem Sinne abhängig von den Bildern und Zeichen, die im öffentlichen Raum zirkulieren: Was ist also das Bild der ›normalen‹ Familie? Des Norm-Mannes? Des normalen Körpers? Solche Fragen werden offensichtlich insbesondere in der Kunst und in den ästhetischen Praxen angegangen, die immer auch Eingriffe im Raum des Politischen darstellen. Ebenso stellt sich die Frage der Sichtbarkeit für queere Praxen, Kontexte und Texte: ›Wer ist es, die genau diesen Text schreibt? Als was geben wir uns zu ›erkennen‹, wenn wir sprechen? In wessen Namen sprechen wir und mit wem wollen wir (nicht) identifiziert werden? Das Problem, dass sich hier verbirgt, ist dass ›um im öffentlichen Diskurs vernehmbar zu sein, wir gezwungen sind, uns die Namen vorgeben zu lassen, unter denen wir aus unseren Verstecken heraustreten‹ (Haase/Siegel/Wünsch 2005: 8). Der berühmt-berüchtigte bzw. mythische Topos des ›coming out‹, des Heraustretens aus dem Versteck – des ›clossets‹ – ist aus queerer Perspektive ein hochgradig ambivalenter und riskanter Schritt. Denn, wie das vorherige Zitat verdeutlicht, als ›wer‹ bzw. als ›was‹ man in die Öffentlichkeit tritt, ist niemals autonom bestimmbar. Immer ist Sichtbarkeit unauflöslich verwoben mit ihrer eigenen politischen Geschichte, mit ihren Bedingungen und Regeln. Sichtbarkeit gibt es nur, indem auf bereits gegebene Formen bzw. Kategorien Bezug genommen wird, sei dies affirmativ oder ablehnend. Und so besteht immer die Gefahr, dass ›der Kampf um Sichtbarkeit so selbst immer wieder die Unsichtbarkeit des Minoritären‹ produziert (ebd.).



Abbildung 1: Queeres Demonstrationsplakat – »Against all labels«

Auseinandersetzungen um Normalisierung und Disziplinierungen gibt es folglich auch im Kontext von Queer Theory selbst. Zum einen wird derzeit intensiv um die Genealogie des queeren gerungen (»Wer hat queer zunächst formuliert? Für welche Gruppen wurde queer zunächst artikuliert? Wer darf heute den Begriff für sich beanspruchen? Welche Stimmen werden heute als queer kanonisiert und welche nicht?«), zum anderen werden kritische Stimmen laut, die im Etikett »queer« eine neue Norm sehen.¹³ Wegen des Zusammenhangs von Normalisierung und akademischer Disziplinierung im Sinne der Disziplinenbildung wehrt sich Butler dagegen, als »Theoretikerin« positioniert zu werden: »[...] ich verstehe den Begriff ‚Theorie‘ nicht und habe kein Interesse daran, als deren Verfechterin vereinnahmt zu werden. [...] Gibt es überhaupt eine vorgegebene Unterscheidung zwischen Theorie, Politik, Kultur und Medien?« (Butler 1996: 17). Ihre Antwort darauf lautet, dass es diese Unterscheidung per se nicht gibt. Sie wird vielmehr immer wieder neu gezogen und gemacht, doch will sie sich möglichst nicht an solchen Produktionen beteiligen. Für sie ist Theorie immer auch Politik (ebd.), was sicherlich eine Position ist, die nicht nur in der Queer Theory zentral ist. Auch beim Thema der Identität bzw. der postidentitären Politik ist Butler darum bemüht, die »normale« Unterscheidung von Theorie und Politik bzw. Theorie und Praxis zu unterlaufen:

»Queer ist keine Identität, sondern eine Kritik mit Identität, insofern queer auf die unausweichliche Gewalt von Identitätspolitiken verweist und nicht auf die eigene Vorherrschaft setzt.[...] Queer ist immer eine Identitätsbaustelle, ein Ort beständigen Werdens« (Jagose 2001: 165).

Anmerkungen

1 | Zur Übersicht vor allem des deutschsprachigen Kontextes vgl. Hark 2004.

2 | Vgl. auch Hark 2005a: 296: »[...] hat das queere Projekt [...] eine weitverzweigte und komplexe Genealogie. Neben denjenigen Strömungen der Lesben- und Schwulenbewegungen, die auf radikale Transformationen bestehender Sexual- und Geschlechterverhältnisse zielten, zählen die radikalfeministischen Bewegungen und Theoriebildung, die Heterosexualität zum politischen Skandalon zu machen suchten, sowie insbesondere Michel Foucaults Projekt einer theoretischen Historisierung der Sexualität zu diesen Herkünften.«

3 | Vgl. Kapitel 3 sowie Jackson/Scott 1996.

4 | Vgl. auch Engel 2002: 9; Hark 2005a: 285; Hashemi Yekani/Michaelis 2005: 9; Jagose 2001: 15; Kraß 2003: 18; quaestio 2000: 13. Kritisch zu der vermeintlich eindeutigen Zuordnung von feministische Theorie = Fragen des Geschlechts, Queer Theory = Fragen von Sexualität Butler 1997.

Auch die Herausgeberinnen des Readers »Feminism and Sexuality« halten sich nicht an diese Einordnung, sondern gruppieren unter dem Titel »Affirmation und Hinterfragung sexueller Kategorien« dezidiert queere sowie dezidiert feministische und nicht-queere Positionen, wobei letztere z.T. aus den frühen 70er Jahren stammen (Jackson/Scott 1996: 110ff).

5 | Um möglichen Missverständnissen vorzubeugen: Wittig argumentiert *nicht*, dass dies so sein müsse oder solle. Sie rekonstruiert vielmehr mit deutlich kritischem Impetus vorherrschende Diskurse bzw. Ideologien.

6 | Vgl. für eine ausführliche Darstellung der Aids-Problematik Kap. 6 dieses Buches.

7 | Für eine entsprechende Einschätzung vgl. Jeffreys 1996.

8 | Vgl. für eine kritische Auseinandersetzung mit der aktuellen Situation, insbesondere im deutschsprachigen Raum Hark 2004: 109 und 2005b: 269–332. Für eine frühe kritische Position, die sich gegen die vermeintlich eindeutige Grenzziehung zwischen feministischer einerseits und queerer Theorie andererseits bei Gayle Rubin wendet vgl. Butler 1997.

9 | Diese ›Identitäten‹ sind von mir frei erfunden bzw. spekulativer Art!

10 | hooks plädiert nun im Gegenzug nicht für eine wie auch immer geartete, gegebene, essentielle, allgemeine ›schwarze‹ Identität. Vielmehr unternimmt sie die schwierige Gradwanderung, postmoderne Identitätskonzeptionen in ihrer komplexen Verschränkung verschiedener Differenzachsen weiter zu denken.

11 | Für eine ausführliche Darstellung beider Begriffe anhand der Disziplin »Frauen- und Geschlechterforschung« vgl. Hark 2005b, Kap. 6.

12 | Vgl. für eine kritische Auseinandersetzung mit den ›Normalisierungstendenzen‹ in den US-Amerikanischen Schwulen- und Lesbenbewegungen Warner 1999. Unter dem schönen Titel »*The Trouble with Normal*« geht Warner hart u.a. mit den – erfolgreichen – Bemühungen um die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften in den USA ins Gericht.

13 | Vgl. zur aktuellen Situation innerhalb der queer studies in den USA Halberstam 2005 und für kritische Stimmen zu queer als Konzept vor allem seitens schwuler und lesbischer Politik Jagose 2001: 129–159.

Literatur

- Blasius, Mark/Phelan, Shane (Hg.) (1997): *We Are Everywhere. A Historical Sourcebook of Gay and Lesbian Politics*, New York/London: Routledge.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin: Berlin Verlag.

- Butler, Judith (1996): »Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität«. In: Hark, Sabine (Hg.): *Grenzen lesbischer Identitäten*, Berlin: Querverlag, S. 15–37.
- Butler, Judith (1997): »Against Proper Objects«. In: Weed, Elizabeth/Schor, Naomi (Hg.): *Feminism meet Queer Theory*, Bloomington: Indiana University Press, S. 1–30.
- Califa, Pat (1997, Orig. 1981): »Feminism and Sadomasochism«. In: Blasius, Mark/Phelan, Shane (Hg.): *We Are Everywhere. A Historical Sourcebook of Gay and Lesbian Politics*, New York/London: Routledge, S. 522–528.
- Clarke, Cheryl (1996; orig. 1981): »Lesbianism. An Act of Resistance«. In: Jackson, Stevi/Scott, Sue (Hg.): *Feminism and Sexuality. A Reader*, New York: Columbia University Press, S. 155–161.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 264–287.
- Duggan, Lisa (1995; Orig. 1992): »Making It Perfectly Queer«. In: Duggan, Lisa/Hunter, Nan D. (Hg.): *Sex Wars. Sexual Dissent and Political Culture*, New York/London: Routledge, S. 155–172.
- Duggan, Lisa/Hunter, Nan D. (1995): *Sex Wars. Sexual Dissent and Political Culture*, New York/London: Routledge.
- Elam, Diane (1994): *Feminism and Deconstruction*, New York: Routledge.
- Engel, Anke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Foucault, Michel (1977): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit Bd. 1*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Genschel, Corinna/Lay, Caren/Wagenknecht, Peter (Nancy)/Woltersdorff, Volker (Lore Logorrhöe) (2001a): Vorwort. In: Jagose, Annemarie: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin: Querverlag, S. 7–12.
- Genschel, Corinna/Lay, Caren/Wagenknecht, Peter (Nancy)/Woltersdorff, Volker (Lore Logorrhöe) (2001b): »Anschlüsse«. In: Jagose, Annemarie: *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin: Querverlag, S. 167–194.
- Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2004): »Postkolonialismus: Subjektivität, Rassismus und Geschlecht«. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: VS, S. 239–247.
- Haase, Matthias/Siegel, Marc/Wünsch, Michaela (2005): »The Places that we love best«. In: Dies. (Hg.): *Outside. Die Politik queerer Räume*, Berlin: b_books, S. 7–12.
- Halberstam, Judith (2005): »Queer Studies Now«. In: Hashemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (Hg.): *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*, Berlin: Querverlag, S. 17–30.
- Hark, Sabine (2004): »Lesbenforschung und Queer Theorie: Theoretische Konzepte, Entwicklungen und Korrespondenzen«. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: VS, S. 104–111.

- Hark, Sabine (2005a): »Queer Studies«. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.): *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln u.a.: Böhlau, S. 285–303.
- Hark, Sabine (2005b): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hark, Sabine/Genschel, Corinna (2003): »Die ambivalente Politik von Citizenship und ihre sexualpolitische Herausforderung«. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 134–169.
- Hashemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2005): Vorwort. In: Dies. (Hg.): *Quer durch die Geisteswissenschaften. Perspektiven der Queer Theory*, Berlin: Querverlag, S. 7–16.
- hooks, bell (1990): »Radical Black Subjectivity«. In: Dies.: *Yearning. Race, gender, and cultural politics*, Boston: South End Press, S. 15–22.
- Jackson, Stevi/Scott, Sue (1996): »Sexual Skirmishes and Feminist Fractions: Twenty-Five Years of Debate on Women and Sexuality«. In: Dies. (Hg.): *Feminism and Sexuality. A Reader*, New York: Columbia University Press, S. 1–34.
- Jagose, Annemarie (2001): *Queer Theory. Eine Einführung*, Berlin: Querverlag.
- Jeffreys, Sheila (1996; Orig. 1991): »Sadomasochism«. In: Jackson, Stevi/Scott, Sue (Hg.) *Feminism and Sexuality. A Reader*, New York: Columbia University Press, S. 238–244.
- Kosofsky Sedgwick, Eve (2003): »Epistemologie des Verstecks«. In: Kraß, Andreas (Hg.): *Queer Denken. Queer Studies*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 113–143.
- Kraß, Andreas (2003): »Queer Studies – Eine Einführung«. In: Ders. (Hg.): *Queer Denken. Queer Studies*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–30.
- Mohanty, Chandra Talpade (1995): »Feminist Encounters: Locating the Politics of Experience«. In: Nicholson, Linda/Seidman, Steven (Hg.): *Social Postmodernism. Beyond Identity Politics*, Cambridge: Cambridge Univ. Press, S. 68–86.
- quaestio (2003): Sexuelle Politiken. Politische Rechte und gesellschaftliche Teilhabe. In: Dies. (Hg.): *Queering Demokratie. Sexuelle Politiken*, Berlin: Querverlag, S. 9–27.
- Rich, Adrienne (1989; Orig. 1980): »Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz«. In: List, Elisabeth/Studer, Herlinde (Hg.): *Denkverhältnisse. Feminismus und Kritik*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 244–280.
- Rimmerman, Craig A. (2002): *From Identity to Politics. The Lesbian and Gay Movements in the United States*, Philadelphia: Temple University Press.
- Rubin, Gayle S. (2003): »Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik«. In: Kraß, Andreas (Hg.): *Queer Denken. Queer Studies*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 31–79.

- Seidman, Steven (1993): »Identity and Politics in a ›Postmodern‹ Gay Culture: Some Historical and Conceptual Notes«. In: Warner, Michael (Hg.): *Fear of a Queer Planet. Queer Politics and Social Theory*, Minneapolis: Minneapolis University Press, S. 105–142.
- Villa, Paula-Irene (2003): *Judith Butler*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Villa, Paula-Irene (2004): »Poststrukturalismus: Postmoderne + Poststrukturalismus = Postfeminismus?« In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 234–238.
- Warner, Michael (1999): *The Trouble with Normal. Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life*, Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Wittig, Monique (1996; orig. 1992): »The Straight Mind«. In: Jackson, Stevi/Scott, Sue (Hg.): *Feminism and Sexuality. A Reader*, New York: Columbia University Press, S. 144–149.
- Wittig, Monique (2003; orig. 1981): »One Is Not Born a Woman«. In: Alcoff, Linda Martín/Mendieta, Eduardo (Hg.): *Identities. Race, Class, Gender and Nationality*, Oxford: Blackwell, S. 158–162.